

Viertes Buch.

A e g y p t e n.

Erstes Kapitel.

Natur des Landes und Charakter des Volkes.

Aus den entfernten und wenig bekannten Regionen, die wir bisher überblickten, treten wir jetzt in ein Land, das, wenn auch einem anderen Welttheile angehörig, dennoch fast im Angesichte Europa's gelegen, durch eine kurze Ueberfahrt erreichbar, in stetem Zusammenhange mit den Völkern des Mittelmeeres stand, und zu dessen Kenntniss sich in neuerer Zeit Hülfsmittel geboten haben, wie wir sie für kein anderes aussereuropäisches Land besitzen. Die französische Expedition nach Aegypten im Jahre 1798, ein in politischer Beziehung abenteuerliches und fast spurlos vorübergegangenes Wagniss des damals noch jungen Helden der Revolution, nimmt in der Geschichte der Wissenschaft eine bedeutende Stelle ein. Unter dem Schutze der Waffen maassen, zeichneten und beschrieben die zu diesem Zwecke mitgenommenen Ingenieure die bis dahin nur unvollkommen bekannt gewordenen Monumente des ägyptischen Alterthums, und ihre Arbeiten, in einem kolossalen Werke veröffentlicht, gaben uns die ersten deutlichen Anschauungen. Selbst die Entzifferung der Hieroglyphen, welche das Dunkel der ägyptischen Geschichte allmählig vollkommen aufzuhellen verspricht, war eine mittelbare Folge dieses Kriegszuges. Nachdem so die Bahn gebrochen, haben fortdauernd günstige Verhältnisse und ein erfreulicher Wettstreit der europäischen Regierungen anderen Gelehrten und Künstlern Gelegenheit gegeben, jene Forschungen weiter auszudehnen und zu berichtigen; wir besitzen schon jetzt überaus reiche Materialien zur

Kenntniss dieses früher so geheimnissvollen Landes und dürfen noch immer neue Aufschlüsse erwarten ¹⁾).

1) Die Ergebnisse der ersten grossen französischen Expedition wurden zunächst von Denon, in seinem *Voyage dans la haute et basse Egypte*, Paris 1802, 3 Vol. 8^o, und sodann in dem auf Kosten der französischen Regierung herausgegebenen Prachtwerke, *Description de l'Egypte*, Paris 1809—18, 9 Vol. Tafeln und 9 Vol. Text Fol. (Vol. 1—5: Antiquités) musterhaft publicirt. Ausser der Octav-Ausgabe dieses Werkes von Pankoucke, 1821—29, gilt dieser Unternehmung auch die *Histoire scientifique et militaire de l'expédition française en Egypte*, Paris 1830—36, 10 Vol. 8^o u. 2 Vol. Tafeln Quer-Fol. Unter den zahlreichen Forschungsreisen Einzelner, welche durch die napoleonische Expedition hervorgehoben wurden, heben wir hervor: W. Hamilton, *Remarks on several parts of Turkey*, Tom. I, *Aegyptiaca* (1801—2), London 1809. 4^o und 1 vol. Tafeln etc.; übersetzt in Sprengel's Bibliothek der Reisen. Bd. 49; G. Belzoni, *Narrative of the operations and recent discoveries within the pyramids, temples, tombs and excavations in Egypt and Nubia*. 2. ed. London 1821. 4^o; französ. Uebers. Paris 1821. 8^o; deutsche, Jena 1821. 8^o; A. v. Prokesch, *Erinnerungen aus Aegypten und Kleinasien* (1826), Wien 1829—31. 8^o. Eine zweite Expedition wurde von der französischen Regierung auf Anlass des berühmten Entzifferers der Hieroglyphen, Champollion, 1828 ausgerüstet und mit derselben vereinigte sich auf Kosten der toscanischen Regierung eine Gesellschaft italienischer Gelehrten unter Führung Rosellini's. Die wissenschaftlichen Resultate dieser namentlich für die Denkmälerkunde des neuen Reiches ergiebigen Expedition, deren rastloser Betrieb dem grossen Champollion das Leben kostete († 1831), liegen uns in folgenden Werken vor: Ipp. Rosellini, *Monumenti dell' Egitto e della Nubia*, Pisa 1832—44, 3 Vol. Tafeln Fol. und 19 vol. Text 8^o; Champollion le jeune, *Lettres écrites d'Egypte et de Nubie en 1828 et 1829*, Paris 1833. 8^o; *Monuments de l'Egypte et de la Nubie, d'après les dessins exécutés sur les lieux sous la direction de Champollion le jeune etc.*, Paris 1829—44. 4 Vol. Fol.; E. Prisse d'Avennes, *Monuments Egyptiens*. Paris 1847. Fol. Es folgte, namentlich durch die Bemühungen von Bunsen und Lepsius um die Pflege der Aegyptologie in Deutschland hervorgerufen, 1842—45, die grosse preussische Expedition, deren Forschungen in erster Linie für unsere Kenntniss der Denkmäler des alten Reiches epochemachend geworden sind. Während Lepsius in der kurzen vorläufigen Nachricht über die Expedition, Berlin 1849, 4^o und ausführlicher in seinen Briefen aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai, Berlin 1852, 8^o den Verlauf des Unternehmens erzählte und die Publication der Ergebnisse einleitete, begann das Erscheinen des kolossalen, mit zahlreichen farbigen Abbildungen ausgestatteten Werkes: *Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien*, herausgegeben von R. Lepsius, Berlin 1849—58, in 12 Bdn. Fol. oder 6 Abtheilungen, leider bisher ohne Text. Wir schliessen daran folgende neuere Reisewerke und Einzelforschungen: G. Parthey, *Wanderungen durch das Nilthal*, Berlin 1834—40, 2 Thle. 8^o nebst Anhang von 10 Tafeln Fol.; S. G. Wilkinson, *Topography of Thebes and general view of Egypt*, London 1855. 8^o; Derselbe, *Modern Egypt and Thebes*, London 1843, 2 Vols. 8^o, neue Ausg. v. Murray, London 1858, 12^o with 1 map; *Operations carried on at the pyramids of Gizeh in 1837 with an account of a voyage into Upper Egypt etc.* by Col. Howard Vyse, Lond. 1840—42, 3 Vols. gr. 8^o, mit dem Atlas u. d. T.: *The Pyramids of Gizeh from actual survey and admeasurement by J. E. Perring*, Lond. 1839—42 Fol.; Jul. Braun, *Studien und Skizzen aus den Ländern der alten Cultur*. Mannheim 1854. 8^o; H. Brugsch, *Reiseberichte aus Aegypten*. Leipzig 1855. 8^o; Derselbe, *Monuments de*

Die ältesten geschichtlichen Traditionen führen uns auf Aegypten zurück. Die beiden Völker, welche wir als die Stammältern unserer Cultur ansehen können, Juden und Griechen standen in früher und unmittelbarer Verbindung mit Aegypten, und zwar in solcher, welche dies Land als ein schon höher civilisirtes darstellt. Die Juden, nomadisch umherziehende Hirten, finden hier ein wohlorganisirtes Reich, das ihnen Aufnahme und Unterhalt gewährt, und die Griechen nennen unter den Fremdlingen, welche ihr Land zuerst cultivirten, auch zwei Aegypter, Kekrops und Danaos, und erkennen damit, wie auch sonst vielfältig, ihr Volk als das jüngere an. Dennoch ist unsere Kenntniss von der früheren Geschichte Aegyptens auch heute noch sehr mangelhaft. Dass die Juden uns wenig Näheres von ihren Wirthen und Landherren mittheilen, kann bei dem feindlichen und gewaltsamen Auszuge und bei der überhaupt abstossenden, nur mit sich selbst beschäftigten Gesinnung dieses Volkes nicht befremden. Das Verhältniss der Griechen zu Aegypten war dagegen ein ganz anderes. Kein Volk reizte die Wissbegierde der Hellenen in solchem Grade, keines stand in so hoher Achtung bei ihnen, wie dieses. Durch alle Perioden ihrer Geschichte läuft ein Faden naher und geistiger Beziehung. Schon Herodot, der älteste aller forschenden Reisenden, hatte das Land durchpilgert, und giebt möglichst sorgfältige Nachrichten von der Natur desselben, von den Sitten und der Geschichte des Volkes. Fortwährend galt Aegypten den Griechen als der Sitz einer geheimen, erhabenen Weisheit. Solon, Pythagoras und selbst Plato hatten entweder wirklich bei den ägypt-

l'Egypte. Berlin 1857. Fol.; Derselbe, Vorläufiger Bericht über meine zweite Reise nach Aegypten im Winter 1857—58, in der Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. XIV (1860) 1—14; Derselbe, *Recueil de Monuments Egyptiens*, 4 parties. Leipzig 1862—66 (3 u. 4. partie ed. Dümichen). Endlich haben im Laufe der letzten Jahre der vorige Vicekönig von Aegypten, Saïd-Pascha, und sein jetzt regierender Nachfolger Ismaël-Pascha selbst grossartige Ausgrabungen im Lande angeordnet. Die Leitung derselben ist dem französischen Aegyptologen Mariette-Bey anvertraut, welcher schon früher u. A. durch die Aufdeckung des Serapeums (1850) und des Spinxcolosses (1852) grosse Verdienste sich erwarb. Als Hauptpunkte wurden zunächst Memphis, Tanis, Abydos und Theben in's Auge gefasst; doch will man, wo möglich, sämmtliche noch verschüttete oder verbaute Monumente allmählig an's Tageslicht zu fördern suchen. Eine Publication der Resultate unter dem Titel „Fouilles en Egypte“, auf Kosten der ägyptischen Regierung, ist in Aussicht gestellt. Inzwischen liegen einzelne Berichte vor, in der *Revue archéologique*. 1860. Bd. II. S. 17, 206; 1861. Bd. I. S. 97, 248, 337; Bd. II. S. 196, 249, 344; 1862. Bd. I. S. 297; im *Moniteur* 1860. 2. Juillet; 1861. 25. Août, in der *Zeitschrift f. ägypt. Sprache u. Alterthskunde*. 1865. S. 17 ff. Auch von Em. de Rougé, Brugsch, Lepsius, wie von den jüngeren Aegyptologen Dümichen, Reinisch u. A. wurde das Land in letzter Zeit wiederholt durchreist und eine stets noch wachsende Ausbeute neuer Funde gemacht, deren bedeutendste wir im Folgenden besonders hervorheben werden.

tischen Priestern Belehrung gesucht, oder die Sage glaubte doch ihre Weisheit durch die Ableitung aus dieser Quelle zu adeln. Seit Alexander herrschten sogar griechische Fürsten über Aegypten, und Alexandrien wurde der Sitz der späteren griechischen Gelehrsamkeit. Es fehlte also an Berührung beider Nationen, an Gelegenheit zur Erforschung der damals noch wohl erhaltenen Sitten und Meinungen der Aegypter nicht. Dieser Zustand dauerte auch fort, als Aegypten wie Griechenland unter römischer Botmässigkeit stand, und die Schicksale beider Länder mit denen des römischen Reiches zusammenflossen. Bei alledem sind jedoch die griechischen und römischen Ueberlieferungen wenig befriedigend. Das Geschichtliche besteht fast nur in Verzeichnissen der Königsdynastien, und zwar in mannigfach abweichenden. Die zerstreuten Nachrichten über Sitten, Gesetze und Religion des Volkes geben nur ein ziemlich unsicheres Bild. Besonders merkwürdig ist aber, dass durch Vermittelung der classischen Völker von der gerühmten Weisheit der Priester nichts Authentisches auf uns gekommen ist, kein Lehrbuch, kein Gedicht, kein historisch erzählendes Werk. Ungeachtet seiner näheren geographischen und historischen Verbindung mit Europa erscheint daher Aegypten in unserer Urgeschichte der Völker in ähnlichem Lichte wie Indien: beide Länder durch Wunder der Natur und der Kunst, durch den Ruf tiefer Weisheit und ältester Cultur, durch priesterliche Traditionen berühmt, beide von einem geheimnissvollen Dunkel umhüllt. Der Entfernung ungeachtet ist uns Indiens Alterthum fast zugänglicher als das Aegyptens. Dort leben wenigstens noch zahlreiche Nachkommen der alten Brahmanen, und wenn der Zustand, in welchem wir sie finden, nur ein mattes Abbild ihrer früheren Blüthe zeigt, so sind doch ihre Schriften, Dichtungen, Gesetze, Lehrbücher in stattlicher Menge auf uns gekommen. Das Wort dringt in Rede und Schrift zu uns durch. Das ägyptische Volk aber ist bis auf die wenigen versprengten armen Kopten-Gemeinden, in denen man die Nachkommen der alten Bewohner des Landes erkannt hat, vom Boden vertilgt, kein Lebender redet zu uns in seiner ursprünglichen Sprache, kein umfassendes Literaturwerk überliefert uns seine Lehren, und die wenigen Bruchstücke seiner heiligen Literatur, die aus den Papyrusrollen unserer Museen oder aus hieroglyphischen Beischriften von Bildwerken neuerlich zu Tage gefördert sind, gestatten trotz der werthvollen Aufschlüsse, die sie im Einzelnen bieten, doch keinen tieferen Einblick in seine ganze Denkungsweise.

Da stehen denn die Monumente des Nilthales, Tempel und Paläste mit ihren zahllosen Bildwerken in stummer Einsamkeit. Ihre Pracht spricht zu uns, wie ein Gedicht ohne Worte, von der Frömmigkeit

und Weisheit, von den zartesten Gefühlen ihrer Erbauer; und wir können sagen, sie spricht nicht unverständlich, es tritt uns ein lebendiges Bild des Volkes entgegen, im Ganzen wenigstens, wenn auch im Einzelnen noch Vieles dunkel bleibt.

Bevor wir zur Betrachtung der Monumente übergehen, müssen wir einen Blick auf die Natur des Landes und auf den Gang der Geschichte des Volkes, soweit uns dieselbe bekannt ist, werfen.

Höchst eigenthümlich, wunderbar und räthselhaft ist die natürliche Beschaffenheit des Nilthals. Das nördliche Afrika bietet meistens unfruchtbare Gegenden, weite Sandwüsten oder dürre Höhen, von der glühenden Sonne des wolkenlosen Himmels verbrannt, von keinem Regen befeuchtet, kaum zur Beweidung zerstreuter Heerden geeignet. Da wohnt denn dem Nil eine Kraft bei, welche das von ihm durchströmte Thal errettet, ihm eine grosse Fruchtbarkeit verleiht.

Einige Zeit nach der Frühlingsnachtgleiche, wenn die tropische Sonne schon brennend heiss lastet, im Juni, beginnt der bis dahin seichte Strom zu steigen. In der Mitte des Monats ist die Nacht des Tropfens, jene wundervolle Nacht, in der, wie die Sage noch jetzt geht, der kräftige Tropfen vom Himmel in den Nil fällt, welcher den Strom so hoch anschwellen macht. Man bringt diese Nacht fröhlich auf den Dächern der Häuser oder im Freien zu. Nun beginnt die Spannung der Neugier und Erwartung, man eilt hinaus, um das Wachsen des Stromes zu beobachten, welches vom Anfang des Juli an bemerkbarer wird. Je mehr die Hitze auf dem Lande lastet, desto mehr hebt sich das Wasser im Flusse und in den Quellen des Bodens; aus dem befeuchteten Schoosse spriesst der liebliche Lotos hervor, und kühle Winde durchwehen das Land erfrischend. Wenn die Sonnengluth am stärksten ist, hat der Strom die Höhe seiner Ufer erreicht. Dann werden die Dämme durchstoßen, die Kanäle geöffnet, und bald bedeckt die Fluth das Thal bis an die Berge. Das ganze Land ist ein See, aus dem nur die Städte auf ihren Hügeln wie Inseln hervorragen. Das Volk in zahllosen Nachen, von dem wohlthätigen Element getragen, jauchzend und festlich geschmückt, feiert den Segen, der dem Lande zu Theil wird ¹⁾. In der zweiten Hälfte Septembers ist der höchste Stand des Wassers; dann sinkt es wieder, aber ein fruchtbarer Schlamm ist zurück geblieben, der die reichsten Aerndten ohne Mühe gewährt. „In keinem Lande,“ sagt der alte Herodot (II. 14), „sammelt man die

¹⁾ Schon oft haben die Reisenden die Festlichkeiten des heutigen Aegyptens beim Steigen des Nils beschrieben. Vgl. darüber namentlich v. Schubert, Reise in das Morgenland. II. 139. Lane, Manners and customs of modern Egyptians. II. 259.

„Früchte der Erde mit geringerer Arbeit als hier. Die Bewohner reissen „nicht mit dem Pfluge mühsam die Furchen auf oder graben mit dem „Spaten, sondern wenn der Fluss ihre Fluren getränkt hat, so besäet „ein jeder seinen Acker, treibt die Heerden darauf, dass sie den Samen „festtreten und erwartet sodann ruhig die Aerndte.“ Ueber die Ursachen dieser wunderbaren und regelmässigen Anschwellung des Stromes haben die Naturforscher von Herodot an bis auf unsere Tage mannigfache Vermuthungen, die erst dann zur Gewissheit werden können wenn das ganze Gebiet des Stromes bis zu seinen so lange vergeblich gesuchten Quellen völlig bekannt sein wird. Die Wirkung dieser Erscheinung auf das Thal musste aber, wenn nicht ungünstige Einflüsse sie hemmten, eine höchst vortheilhafte sein. Bei einer so milden, so wenig bedürfenden Natur, bei so grosser Fruchtbarkeit des Bodens musste sich bald Reichthum erzeugen, zu dessen Vermehrung der Strom dann ein neues Mittel bot, indem er Verkehr, Handel und Gewerbflüss begünstigte. Zugleich aber lag in der eigenthümlichen Art dieser Anschwellung auch ein Antrieb zu höherer Betrachtung und Forschung. Da die Vermehrung des Wassers nicht von dem zufälligen Wechsel der Witterung, sondern von der regelmässigen Folge der Jahreszeiten abhing, so kam es darauf an, diese genau zu beobachten, nach dem Laufe der Sonne und der Gestirne zu bestimmen. Die Nothwendigkeit, Kanalbauten anzulegen, die Städte durch künstliche Erhöhung gegen die Fluthen zu sichern, die Eintheilung der Felder, wenn das Wasser sie zerstört hatte, durch Messkunst wieder herzustellen, leitete zu anderen Beobachtungen. Astronomische und geometrische Kenntnisse waren daher hier bald einheimisch. In der Urzeit der Völker hat eine solche wohlthätige Weisheit stets ein religiöses Gepräge; hier in noch höherem Grade. Andere Länder empfangen die Geschenke der Natur aus vielen Händen, alle Elemente wirken gleichmässig mit, der Mensch wird auf keines von ihnen als den Urquell der anderen hingewiesen, er weiss nicht, welches er verehren soll, seine Phantasie muss höher hinauf oder tiefer hinabsteigen, um die Götter zu suchen. Hier war nur der Strom der Gewährende; ringsumher Wüste, wo der Strom hinkommt, Fruchtbarkeit und Reichthum. Die Regelmässigkeit seines Steigens erschien wie das Werk eines höheren Willens. Dies einfache Wunder musste schlagend wirken, die Menschen auf die höhere Ursache frühzeitig aufmerksam machen; der Strom und die Gestirne, welche sein Steigen vorher verkünden und begleiten, erschienen göttlicher Ordnung, das Studium ihres Zusammenhanges war von der Frage nach den Göttern untrennbar.

Sitten, Verfassung.

Manche Charakterzüge, die wir an den alten Aegyptern wahrnehmen, hängen unmittelbar mit dieser Natur des Landes zusammen. Die Regelmässigkeit des Stromes theilte sich allen Geschäften mit; richtiges Maass und richtige Zeit waren überall erforderlich, um die Vortheile, die sich darboten, zu geniessen. Ein gemessenes; feierliches Wesen ging daraus hervor. Die Schutzwehr gegen das steigende Wasser, die Anlage der Kanäle setzte ferner Einstimmigkeit, also Befehl und Gehorsam voraus. Dieser Gehorsam musste nothwendig denen geleistet werden, welche im Besitze der leitenden Kenntnisse waren, den Priestern. Ein Despot konnte nicht aufkommen, die ganze Klasse der unterrichteten Männer, der Priester, musste auch von dem König respectirt werden, ein theokratisches Element sich in der Verfassung ausbilden. Standesinteresse und die empirische Beschaffenheit der ersten Beobachtungen musste ferner die Geheimhaltung dieser höheren Wissenschaft, die Ueberlieferung an nah Vertraute, an die Söhne herbeiführen. Die Bildung einer erblichen Priesterkaste war daher begünstigt. Die Religiösität des Volkes musste aber auch eine besonders ernste Färbung erhalten. Das fruchtbare Nilthal und die öden Gebirge auf beiden Seiten, diese von armen räuberischen Stämmen durchzogen, jenes regelmässig bebaut, durch Ackerbau und Handel bereichert: alles Leben erschien in der Gestalt des Gegensatzes, der das Gemüth auf den grössten aller Gegensätze, auf den von Leben und Tod, zurück führen musste. Aber das Herbe desselben wurde wieder dadurch gemildert, dass die heilsame rettende Gotteskraft des Nils in ununterbrochener Regel zurückkehrte, dass für das Volk seiner Ufer keine Ungewissheit, keine Bangigkeit da war. Das Princip des Gegensatzes musste daher hier eine ganz andere Wirkung haben, als bei dem wandernden, unstäten Volke der Juden. Eine ernste, aber nicht trübe, sondern nur feierliche Gesinnung musste daraus hervorgehen.

Es ist die Beziehung auf die Natur, welche vor dem Trüben bewahrt; sie ist das Feste, während der Geist im Menschen das Schwankende ist. Aber wie sie auf der einen Seite gegen dieses Schwanken schützt, fesselt sie auch auf der anderen. Es leuchtet ein, dass die Religiösität, die sich in einem Lande von so eigenthümlicher Naturthätigkeit heranbildete, bei aller Klugheit und Wissenschaft sich nicht zu geistiger Freiheit erheben konnte, sondern vielfältig beschränkt, durch Aberglauben und Geheimnisskrämerei verdunkelt sein musste.

Es mag Täuschung sein, wenn wir die Zustände, deren Existenz uns historisch versichert wird, aus der Natur des Landes mit Noth-

wendigkeit entwickeln zu können glauben. Jedenfalls ist es aber bei einer so bestimmt ausgesprochenen Natureigenthümlichkeit verzeihlich, dass wir dem Zusammenhange des Physischen mit dem Ethischen näher nachspüren, wenn wir nur dabei nicht vergessen, dass die Benutzung und Verarbeitung selbst so entschiedener Naturanlagen zu einem grossen sittlichen Ganzen das Werk menschlicher Freiheit und Genialität ist. Mit dieser Beschränkung können wir denn auch in den Sitten der alten Aegypter die Einwirkung ihres Landes anerkennen.

Nach den Berichten der griechischen Schriftsteller war die Nation, wie bei den Indern, in erbliche Kasten eingetheilt, deren Zahl und Begrenzung nicht ganz gleich angegeben wird, unter denen aber jedenfalls die Priester und Krieger die höchste Stelle einnahmen, die Hirten die niedrigste, gehasste und verachtete Klasse bildeten. Wie scharf die Abgrenzung dieser Kasten war, ob sie Ehen unter denselben und die Ergänzung durch neu aufzunehmende Mitglieder gestattete, steht nicht fest, jedenfalls war aber die priesterliche Kaste die vorherrschende. Zwar gehörte der König ihr nicht an und seine Gewalt hatte einen despotischen Charakter. Aber durch Sitte und Religion war dafür gesorgt, dass auch er sich dem Einflusse der Priester nicht entziehen konnte. Selbst sein tägliches Leben war bis in das Kleinste nach priesterlicher Vorschrift geordnet. Für Geschäfte, Spaziergang, Bad, für alle Verrichtungen des Lebens war Ort und Stunde bestimmt, die Speisen seines Tisches waren so genau angeordnet, als ob, wie Diodor (I. 70) sagt, nicht ein Gesetzgeber, sondern der geschickteste Arzt sie nach Gesundheitsregeln berechnet habe. Seine Diener musste er sämmtlich aus den Söhnen der vornehmsten Priester wählen, so dass unter dem Scheine der Ehre die genaueste Bewachung seiner Schritte gesichert war. Priester standen ihm bei allen Geschäften als Räthe oder Richter zur Seite, und bei dem öffentlichen Opfer sprachen sie das Gebet für ihn, bei welchem sie seine Tugenden aufzählen sollten, und daher eine Gelegenheit zu einer stillschweigenden oder ehrfurchtsvollen, aber doch nachdrücklichen Rüge hatten. Auch nach seinem Tode sassen sie über sein Leben zu Gericht, und da sie die Bewahrer und Ueberlieferer der Geschichte waren, so ruhte auch sein Nachruhm in ihren Händen. Wie sehr es ihnen gelungen war, durch diese Vorschriften die Könige zu fesseln, ergiebt sich daraus, dass wenige es versuchten, sich diesen Banden zu entziehen. Dafür ward ihnen denn aber auch der Ruhm und die Liebe des Volkes zugewendet, so dass die Aegypter das anhänglichste Volk, und, wie Diodor (I. 71) es ausdrückt, selbst für Weiber und Kinder nicht so besorgt waren, wie für ihre Könige. Das Landeigenthum gehörte nur den höheren Kasten, ein

Drittel dem Könige, ein zweites den Priestern, das dritte dem Wehrstande. Die Landbauern waren nur Pächter und schon dadurch von den Priestern am meisten abhängig, dass diese Zeit und Ort der Saat und Aerndte bestimmten. Die Gesetze und Lebensvorschriften waren mit Sorgfalt geordnet, das Civilrecht mit Klugheit und Milde ausgebildet, die Strafe der Verbrecher strenge, aber mit Umsicht und Scharfsinn bestimmt. Streitigkeiten wurden nicht nach den mündlichen Vorträgen einer verführerischen Beredsamkeit, sondern nach mehrmaligem Schriftwechsel von einem Richtercollegium entschieden. Genaue polizeiliche Vorschriften sicherten die öffentliche Ordnung. In der Regel lernte jeder das Geschäft seines Vaters oder sonstigen nächsten Anverwandten und folgte ihm darin; alle Gewerbe wurden durch dieses Mittel mit grosser Vollkommenheit betrieben. Die Sculpturen der Monumente zeigen in vielen Beispielen eine bereits sehr ausgebildete technische Uebung. Aber in Staatsgeschäfte durfte sich kein Gewerbetreibender mischen, und mehrere Künste mit einander zu verbinden, war ihm untersagt. Jeder musste der Obrigkeit anzeigen, womit er seinen Lebensunterhalt verdiene, und eine Unwahrheit solcher Anzeige, oder die unrechtmässige Ausübung eines Gewerbes zog Todesstrafe nach sich. Dafür war aber auch gesorgt, dass jedes Gewerbe, selbst das schädliche, nicht ohne Aufsicht blieb, und die Fehler, zu welchen der Mangel verleitet, weder mit unbilliger Härte gerügt, noch zum Schaden des Ganzen unentdeckt blieben. Selbst die Diebe bildeten eine Art von Zunft; es war ein eigener Diebeshauptmann bestellt, welchem der Entwender das gestohlene Gut vorzeigen, der Bestohlene von seinem Verlust Meldung thun musste, worauf denn dieser die Sache zurück, jener ein Viertel des Werthes erhielt. Die Regeln der Lebensklugheit waren höchst ausgebildet und enthielten manche Sonderbarkeiten, weshalb Herodot (II. 35) meint, dass die Aegypter alles anders wie andere Sterbliche thäten. In der Wahl der Speisen war man beschränkt und sorgsam; regelmässig angewandte medicinische Mittel verhüteten ausserdem die nachtheiligen Folgen des Uebermaasses. Die Heilkunde war das Eigenthum eines besonderen Standes, jeder Arzt aber war nur berufen, eine bestimmte Krankheit zu heilen. Es gab für Augen und Zähne, für Haupt und Unterleib besondere Aerzte, die sich überdies bei der Behandlung der Kranken nach den Vorschriften der heiligen Bücher richten mussten. Thaten sie dies nicht, so waren sie für den Ausgang verantwortlich. Die Sitten waren im Ganzen rein. Das Alter wurde geehrt, Verletzung der ehelichen Treue strenge geahndet. Die Frauen genossen Vertrauen; nicht bloss die Wirthschaft, sondern auch der Handel blieb ihnen überlassen. Aber die königliche Gewalt ging nur auf die Söhne über, und

nur Männer konnten als Priester den Altären nahen. In Mässigung und Reinlichkeit dienten die Priester den anderen Ständen zum Vorbilde, und die Vorzüge, welche sie genossen, waren mit manchen Beschränkungen verbunden. So war den Anderen Vielweiberei gestattet, aber die priesterliche Ehe war eine monogamische. Ihre Diät war auf das strengste geregelt, vielerlei Speise ihnen verboten.

Die Wissenschaften waren ausschliessliches Eigenthum der Priester, deren Söhne in besonderen Schulen unterrichtet wurden. Vor Allem wurde hier Arithmetik und Geometrie getrieben, demnächst die Sternkunde, welche durch die Beobachtung vieler Jahrhunderte festgestellt war. Besonders in dieser Wissenschaft ehrten die Griechen die Aegypter als Lehrmeister. Sie schrieben ihnen sogar die Erfindung des Jahres zu, und hielten die deshalb berühmten Chaldäer nur für die Schüler der Aegypter in der Astronomie.

Von einer freien Philosophie finden wir keine Spuren, wohl aber war eine Neigung zu ernsten Betrachtungen vorherrschend. Eine grosse Bedeutung hatte die Rücksicht auf die Fortdauer nach dem Tode. Nach Herodot (II. 123) sind die Aegypter die ersten, welche die Behauptung aufstellten, dass die Seele unsterblich sei. Sie halten, fügt Diodor (I. 93) hinzu, die Zeit dieses Lebens für sehr gering, aber die nach dem Tode, wo sie ihre Tugend im Andenken erhalten soll, sehr hoch. Daher nennen sie die Wohnungen der Lebenden Herbergen, weil wir nur eine Zeit in denselben wohnen, die Gräber der Verstorbenen aber ewige Häuser. Daher wenden sie auch auf die Erbauung der Häuser nur geringe Mühe, die Gräber aber werden auf ausserordentliche Weise ausgestattet. — Wir dürfen uns indessen diese Unsterblichkeitslehre nicht allzu geistig denken. Zwar finden sich bei dem eben genannten Geschichtschreiber auch Nachrichten von der Vorstellung eines grossen unterirdischen Todtenreiches, Amenthes genannt, wo Osiris und Isis herrschen, und aus altägyptischen Urkunden geht hervor, dass die Todtengerichte, welche vor dem Begräbnisse gehalten wurden, und in welchen jeder Ankläger des Verstorbenen auftreten konnte, damit zusammen hingen ¹⁾. Aber es scheint auch, dass überall mehr an materielle Erhaltung und Wiederbelebung des Leibes, als an die Unsterblichkeit der Seele in einem reineren Sinne gedacht wurde. Darauf zielt namentlich die grosse Sorgfalt, welche die Aegypter auf die Erhaltung der

¹⁾ Die merkwürdigsten Belege dazu bietet das weiter unten näher zu erwähnende Todtenbuch, in dem namentlich auch das Todtengericht in dem sogenannten Saal der Wahrheiten bildlich dargestellt ist, und zwar in einer Weise, die auch wegen ihrer Anklänge an die mosaischen Gesetze Interesse erweckt. Vgl. u. A. Brugsch, Die ägyptischen Alterthümer in Berlin. S. 55 ff.

Leichen und auf die kostbare Ausstattung der Grabmäler wendeten. Die Kunst, durch kräftige Gewürze und sorgsame Bereitung die Leichen vor der Verwesung zu schützen, ist keinem Volke in dem Maasse eigen gewesen, und es war Religionspflicht, keinen Todten ohne solche Vorkehrungen zu bestatten. Selbst die unbekanntenen Leichen, welche der Strom auswarf, mussten auf Kosten der nächsten Gemeinde einbalsamirt werden. Verschiedene mehr oder minder kostspielige Weisen wurden nach Maassgabe des Standes des Verstorbenen von einer dazu unterrichteten Klasse von Leuten angewendet, und die Erhaltung der Mumien bis auf unsere Zeit beweist, wie trefflich diese ihr Handwerk verstanden. Ungeheure unterirdische Hallen, ganze Todtenstädte finden sich noch jetzt in den Bergen Aegyptens, in denen die Mumien von Menschen und Thieren in zahlloser Menge aufbewahrt sind. Nach einer anderen Nachricht glaubten die Aegypter an eine Seelenwanderung, und zwar von dreitausendjähriger Dauer, indem die Seele durch alle Thiergattungen gehe, und endlich wieder in einen menschlichen Leib einkehre. Es ist schwer, diese Vorstellung mit der von Lohn und Strafe nach dem Tode zu vereinigen, und es ist ungewiss, ob das eine mehr eine Geheimlehre, das andere Volkstradition war. Aber es geht jedenfalls aus dieser Ueberlieferung hervor, dass sie sich viel mit dem Tode beschäftigten und dennoch sinnliche Vorstellungen damit verbanden. Dahin deutet auch die bekannte Erzählung Herodot's (II. 78), dass bei ihren Gastmahlen ein hölzernes Gerippe herum gereicht und dabei ausgerufen sei: trinke und sei fröhlich, denn stirbst du, so wirst du sein wie dieses. Immerhin konnte diese zweideutige Aufforderung einer reinen Heiterkeit nicht günstig sein.

Neben diesem steten Hinblick auf den Tod ist die Neigung zum Geheimnissvollen und Verschlussenen ein merkwürdiger Zug im Charakter der Aegypter. Selbst ihr Land war während der langen Periode der Blüthe den Fremden verschlossen, und es bedurfte der glücklichen Revolution, die Psammetichus mit Hülfe griechischer Söldner bewirkte, um den Griechen einen, auch da noch beschränkten, Zutritt zu verschaffen. Die Lehren ihrer Priesterschulen wurden den Fremden und Wissbegierigen nur stückweise und mit einer gewissen Zurückhaltung überliefert. Selbst die Geschichte ihres Landes gehörte dahin, und wir können diesem Umstande die Abweichungen der drei verschiedenen Berichte, welche wir bei den griechischen Schriftstellern finden, zuschreiben.

Die Religion der alten Aegypter war bekanntlich eine polytheistische, mit zahlreichen Göttergestalten, bei denen es indessen nicht, wie bei den griechischen, auf moralische Personification, sondern mehr auf symbolische Verhüllung astronomischer und sonstiger natürlicher

Erscheinungen abgesehen war. Als die griechischen Berichterstatter Aegypten kennen lernten, also in späteren Zeiten der ägyptischen Cultur, fanden sie zwar den Mythos von Osiris und Isis und ihrem Sohne Horus als eine ausführliche Kampf- und Leidensgeschichte dieser wohlthätigen, durch den bösen Typhon verfolgten Götter vor. Allein in den einzelnen, durch jährlich wiederkehrende Feste gefeierten Momenten dieser Geschichte ist eine Hindeutung auf die wirksamen, für Aegypten wichtigen Naturkräfte, auf die Anschwellung des Nils und die gleichzeitigen Veränderungen des Sonnenstandes unverkennbar, und bei allen anderen Göttern fehlen solche Mythen. Es scheint daher, dass die Ausbildung derselben den Aegyptern fern lag und jene vereinzelt Ausnahme erst einer späteren Zeit angehört. Die zahlreichen anderen Götter erscheinen vorzugsweise als Localgottheiten der einzelnen Gaue (Nomen) Aegyptens, bei denen das Wesentliche nicht in ihrem historischen Zusammenhange, sondern in dem auf einer längst erstarrten und typisch gewordenen Symbolik beruhenden Ceremoniell ihrer Verehrung bestand. Die dieser Vielheit zum Grunde liegende ursprüngliche Einheit war, wie man mit grosser Wahrscheinlichkeit annimmt, auch hier, wie bei sämtlichen orientalischen Völkern, ein einfacher Naturdienst, und zwar der Sonnencultus. Der ägyptische Name dieses alten Sonnengottes ist Ra. Er ist das Urbild und der Vater der anderen Götter, das himmlische Prototyp des irdischen Königs und wurde wie dieser von allen localen Mächten als ihr Oberhaupt anerkannt. Später scheint dann dieser primitiven Gottesanschauung ein dualistisches Religionssystem entkeimt zu sein, welches den Gegensatz der zeugenden und empfangenden Kräfte der Natur, das Zusammenwirken des befruchtenden Nilwassers und der segenspendenden Erde, den Wechsel von Sonne und Mond, nebst anderen dem Naturleben entnommenen Combinationen, in einer Reihe von Götterpaaren, wie Khem und Mut, Kneph und Seti, Ptah und Neith, zum Ausdruck brachte.¹⁾ Charakteristisch ist die Verbindung der Göttergestalten mit der thierischen Natur. Nicht nur wurden viele Götter mit Thierköpfen dargestellt, sondern die Thiere selbst genossen göttliche Ehre. Viele Thierarten galten für heilig, besonders Katzen, Schlangen, Hunde, Ibis, Sperber; in den Hypogäen finden sich noch viele Mumien derselben. Selbst das Krokodil wurde in einigen Districten verehrt. In den Tempeln wurden diese heiligen Thiere gepflegt. Besonders wichtig waren in dieser Beziehung zwei Stiere, der Apis in Memphis und der Mnevis in Helio-

¹⁾ Lepsius, Ueber den ersten ägyptischen Götterkreis. Abhandl. d. Berlin. Akad. d. Wiss. 1851. 157 ff. Vgl. auch Ch. K. J. Bunsen, Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte I. 424 ff.

polis ¹⁾, welche als lebende Symbole einer Gottheit von Männern aus bestimmten Geschlechtern gewartet, mit kostbaren Speisen gefüttert, gesalbt und gebadet wurden. Auch an anderen Orten wurden dergleichen einzelne Thierindividuen gehalten, doch scheint der Apis bei weitem das grösste Ansehen gehabt zu haben. Er war von eigenthümlicher Gestalt, schwarz mit einem weissen Dreieck auf der Stirn und anderen Kennzeichen; wenn er starb, so entstand allgemeine Trauer, die sich in Freude auflöste, wenn die Priester seinen Nachfolger gefunden hatten.

Welche Lehren die Priester zur Erklärung dieses Thierdienstes gaben, wie sie denselben mit einer übrigens verfeinerten und rationellen Cultur zu verbinden wussten, ist historisch nicht zu ermitteln. Allein, welches auch ihre Auslegungen sein mochten, so erkennen wir in diesem Cultus eine eigenthümliche Erstarrung des Symbols und die Vermischung des Sinnlichen mit dem Abstracten. Ohne Zweifel hatte der Thierdienst seinen ersten Ursprung in den Ansichten roher Völker, welche sich die geheimnissvolle Macht der Gottheit durch das Bild eines Thieres anschaulich machten. Nachdem man aber bei höherer Bildung den Göttern menschliche Schicksale und Gestalten gegeben hatte, konnte die Beziehung auf das Thier nur eine symbolisch-metaphorische Bedeutung haben. Wenn man nun dennoch diese Symbole im eigentlichsten Sinne verehrte, sie sogar in einzelnen lebenden Thierindividuen verkörpert glaubte, so lag darin ein phlegmatisches Vergessen der bereits aufgefundenen höheren Deutung, ein Fixiren des Symbolischen zum Wirklichen, das den Aegyptern ganz eigenthümlich scheint. Den Juden verschwindet das Bild, welches die Phantasie ihnen vorstellt, sofort wieder, um einem anderen Raum zu machen. Die Griechen gestalteten sich die uralten, symbolischen Fabeln zu poetisch ausgeschmückten Mythen menschlichen Inhalts. Hier verkörpern sie sich, erstarren in feierlichem Cultus zu festen sinnlichen Gestalten.

Schriftarten, Hieroglyphen.

Höchst eigenthümlich und für den Charakter der alten Aegypter bezeichnend sind ihre Schriftzüge. Sie besaßen eine Buchstabenschrift wie die anderen Völker, aber ausser derselben noch eine andere, für heiliger gehaltene Schreibart, eine Bilderschrift, welche unter dem griechischen Namen der Hieroglyphen höchst berühmt geworden ist. Wir können uns einer näheren Betrachtung dieses graphischen Systems nicht entziehen, weil dasselbe auch über die Richtung der bildenden

¹⁾ Diodor I. 84, 88.

Phantasie bei diesem Volke wichtige Aufschlüsse giebt ¹⁾. Schon die Griechen und Römer beschäftigten sich in ihren Berichten über Aegypten mit dieser ihnen auffallenden Schreibart; allein ihre Bemerkungen sind fragmentarisch und dunkel, und vergeblich waren daher die Versuche, welche die Neueren nach Anleitung derselben zur Deutung dieser Geheimschrift anstellten. Ein vereinzelter Fund führte dagegen zu den bedeutendsten Resultaten. Man entdeckte nämlich bei Gelegenheit der französischen Eroberung in Rosette eine Steintafel mit dreifacher Inschrift, in Hieroglyphen, in ägyptischer Buchstabenschrift und in griechischer Uebersetzung, aus welcher letzten man ersah, dass es sich darin um Verleihung gewisser religiöser Titel und Rechte an den König Ptolemäus Epiphanes handelte ²⁾. Die dreifache Redaction, offenbar auf grössere Verständlichkeit für die gemischte Bevölkerung dieser Küstengegend berechnet, gewährte den unschätzbaren Vortheil der Vergleichung und dadurch einen festen Boden für die Entzifferung, welche alsbald von mehreren Gelehrten versucht wurde ³⁾.

¹⁾ Hier sei vor Allem auf die mit reicher Literaturangabe ausgestattete Geschichte der Hieroglyphen-Entzifferung hingewiesen, welche S. Birch im Anhang zu Wilkinson, *The Egyptians in the time of the Pharaohs*, London 1857, 8^o gegeben hat. Als brauchbare Einleitung in das Studium der Hieroglyphen empfiehlt sich: Léon de Rosny, *Les écritures figuratives et hieroglyphiques des différents peuples anciens et modernes*. Paris 1860. 4^o. Einzelne Hauptschriften werden im Folgenden speciell angeführt.

²⁾ Ganz kürzlich, im April 1866, wurde von Reinisch, Rösler, Lepsius und Weidenbach, welche zusammen das Delta bereisten, in San, dem Dorfe unweit der Ruinen des alten Tanis, ein ganz ähnlicher bilinguer Inschriftstein aufgefunden, der als das wichtigste Denkmal dieser Art nach dem Rosettestein betrachtet werden darf. Er enthält allerdings nur eine zweifache Inschrift, eine hieroglyphische und eine griechische; doch erwähnt der Text auch einer dritten demotischen Umschrift, die allenfalls auf der noch nicht blossgelegten Rückseite des Blockes stehen könnte. Den Inhalt bildet ein Dankesvotum der in Kanopos versammelten ägyptischen Priesterschaft an den König Ptolemäus III. Euergetes und seine Gemahlin Berenike. Der Stein datirt vom Jahre 238 v. Chr., ist also über 40 Jahre älter als das Denkmal von Rosette. Ausser nicht unwichtigen chronologischen und historischen Aufschlüssen gewährt der Stein von San auch eine beträchtliche Ausbeute für die Kunde der Hieroglyphik. Unter Anderem werden dadurch die ägyptischen Länderbezeichnungen für Syrien, Phönizien und Cypern festgestellt. Vgl. Sitzungsberichte der kaiserl. Wiener Akad. d. Wiss. 1866. Nro. XIV, und *Zeitschr. f. ägypt. Sprache u. Alterthumsk.* 1866. S. 51. Soeben erscheint eine vollständige Publication der Inschrift von Reinisch u. Rösler. Wien, Braumüller. 8^o.

³⁾ Der Schwede J. D. Akerblad und der bekannte Orientalist Silvestre de Sacy beschäftigten sich zuerst mit der Lesung der griechischen Namen in der ägyptischen Volksschrift. Der Engländer Thom. Young und gleichzeitig oder bald nach ihm, jedenfalls mit ungleich glücklicherem Erfolge, Champollion begannen die Auslegung einzelner Hieroglyphen.

Schwerlich würden diese Bemühungen indessen zu erheblichen Resultaten geführt haben, wenn die ägyptische Sprache, wie man bisher geglaubt, verloren gewesen wäre. In der That ist das Aegyptische aus der Reihe der lebenden Sprachen völlig verschwunden; die Nachkommen der alten Aegypter, die heutigen Kopten, sprechen arabisch. Aus den ersten christlichen Jahrhunderten, vor dem Einfall der Araber in Aegypten, sind zwar noch koptische Erbauungsbücher in unsere Bibliotheken gelangt, allein mit griechischen Buchstaben, wie es schien in einer entstellten, unkenntlichen Mischsprache geschrieben. Erst in diesem Jahrhundert wurde nun der Beweis geführt, dass die Sprache dieser Manuscripte ein, wenn auch schon entstellter, Dialekt der alten ägyptischen Sprache sei ¹⁾.

Mit diesen Hilfsmitteln gelang es denn dem dadurch so berühmt gewordenen französischen Gelehrten Champollion dem Jüngeren, in der Entzifferung der Hieroglyphen weiter fortzuschreiten, und wir verdanken seinem und seiner Schüler und Nachfolger Scharfsinne und Fleisse, wenn auch noch nicht die Deutung aller, doch einer grossen Zahl hieroglyphischer Inschriften und eine genügende und zuverlässige Uebersicht des ganzen graphischen Systems der alten Aegypter ²⁾.

Nach der Auslegung, welche man den griechischen Berichten gab, hielt man früher alle Zeichen, aus welchen die hieroglyphischen Inschriften zusammen gesetzt sind, für unmittelbare oder symbolische Darstellungen von Begriffen und Vorstellungen. Wir wissen jetzt, dass dem nicht so ist. Nur ein kleiner Theil jener Zeichen giebt ganze Begriffe, der grössere besteht aus sogenannten phonetischen Hieroglyphen, das heisst, aus Zeichen, welche ungeachtet ihrer bildlichen Form dennoch nur einzelne Buchstaben und erst durch deren Verbindung ganze Wörter und Namen ausdrücken. Diese verschiedenartigen Zeichen mischen sich in jeder Inschrift.

Nur ein Theil derselben ist also geradezu darstellend. Die Vorstellungen: Tempel, Haus, Statue, Kind, Sphinx, Obelisk, Schiff, gewisse Thiere, namentlich Pferd, Stier, Antilope, Schildkröte, Geräthschaften, wie Waage, Bogen, Pfeil, Streitwagen, einzelne Körpertheile, wie die Hand u. s. w., werden durch die Abbildung des Gegenstandes dargestellt. Ebenso sind die Namen der Götter oft durch die Darstel-

1) Quatremère, Recherches sur la langue de l'Égypte. Paris 1808.

2) Die erste Bekanntmachung erfolgte in der Lettre à Mr. Dacier. Paris 1822. 8^o. Die wichtigste Auseinandersetzung bald darauf in dem Précis du système hiéroglyphique, Paris 1824. 2 vol. 8^o. Die Grammaire égyptienne, Paris 1836, 8^o enthält weitere Ausführungen.

lung ihres Bildes ausgedrückt. An diese unmittelbaren Abbildungen schliesst sich eine Zahl von symbolischen Zeichen sehr nahe an, indem ein abgeleiteter Begriff durch einen verwandten körperlichen Gegenstand angedeutet wird. So wird nach Champollion der Monat durch das Bild eines Mondviertels, dessen Hörner nach unten gekehrt, das Gebet oder die Darbringung durch zwei aufgehobene Hände, die Libation durch ein überfließendes Gefäss, die Anbetung durch ein Gefäss mit Weihrauch, das Schreiben, die Schrift, der Schreiber durch Pinsel und Rohr und ein Gefäss angedeutet. Den Priester bezeichnet die Gestalt eines Menschen, über welchen das Wasser der Weihe oder Reinigung ausgegossen wird. Arme mit Bogen und Pfeil bedeuten Kampf, in ähnlicher Abbeviatur wie auf unseren Landkarten zwei Schwerter. Der Begriff Gott oder Göttin wird durch eine sitzende menschliche Gestalt dargestellt, bald mit dem Barte und Scepter, bald ohne Bart und also weiblich, der Begriff Mensch durch eine hockende Gestalt, die als Mann eine Hand betend ausstreckt, als Frau häufig eine Lotosblume im Schoosse hat. Ein Kreis einfach oder mit einem Punkte in der Mitte oder mit doppelter Peripherie ist das Bild der Sonne, eine Reihe von Sternen oder auch eine gebogene und umfassende weibliche Gestalt das des Himmels. In allen diesen Fällen sind also die Hieroglyphen eigentlich nur abgekürzte Abbildungen; in anderen findet schon eine künstlichere symbolische Beziehung statt. So hat jeder Gott auch sein symbolisches Zeichen, welches abwechselnd mit seiner bildlichen Darstellung vorkommt, Osiris das Auge, Ammon einen Obelisk u. s. f. So wird die Ueberschwemmung oder das Wasser des Nils durch drei überströmende Vasen, eine festliche Versammlung durch ein bedecktes und bemanntes Schiff wiedergegeben. Hiezu kommen dann auch eine Reihe von ziemlich willkürlichen Zeichen; so wird die Unterwelt durch einen Kreis mit einem Kreuze darin (wohl zur Unterscheidung von dem offenen Kreise der Sonne), Aegypten durch das Hintertheil eines Krokodils bezeichnet. Wirkliche Allegorien zur Darstellung von Begriffen sind unter den eigentlichen Hieroglyphen äusserst wenige gefunden. Der sogenannte Nilschlüssel, ein mystisches Instrument der Eingeweihten, bezeichnet das höhere Leben der Unsterblichkeit, oder Leben überhaupt, der Vordertheil eines Löwen die Stärke; der Geier soll die Mütterlichkeit bezeichnen.

Bei Weitem die Mehrzahl der Hieroglyphen sind aber phonetisch, sie haben nicht die Bedeutung eines Begriffes, sondern nur die eines Lautes und zwar stets des Anfangsbuchstabens des Wortes, womit der Gegenstand benannt wird. Wollten wir z. B. im Deutschen das Wort Gut mit phonetischen Hieroglyphen schreiben, so würden etwa die

Zeichen einer Gans, einer Uhr und eines Trichters dazu dienen. Es leuchtet ein, dass sich auf diese Weise jedes Wort durch höchst verschiedene Zeichen geben lässt, und wirklich finden sich unter den Hieroglyphen für jeden Buchstaben mehrere, zum Theil sehr viele Zeichen in Gebrauch. Für den Buchstaben S fand Champollion nicht weniger als 24 Zeichen. Diese gleichlautenden Zeichen (hieroglyphes homophones bei Champollion) wechseln oft ganz willkürlich, manchmal aber auch mit einer symbolischen Nebenbeziehung. So wird in dem Worte Sohn der Buchstabe S entweder durch eine eiförmige Gestalt oder durch das Bild einer Gans ausgedrückt; beides vielleicht nicht ohne Anspielung. Die Beziehung des Eies auf die Geburt liegt nahe, und aus griechischen Berichten wissen wir, dass die ägyptische Gans in dem Rufe stand, vor anderen Thieren ihre Jungen zu lieben, und dass sie als Zeichen der Kindschaft gebraucht wurde. So ist der Buchstabe L in königlichen Namen gewöhnlich durch den Löwen bezeichnet, während er sonst auch auf andere Weise geschrieben wird. In dem Namen des Kaisers Tiberius an dem Tempel zu Esneh ist das B durch einen Widder bezeichnet; in Dendera tritt ein anderes Zeichen in demselben Namen an dessen Stelle. Uebrigens fand keine unbedingte Freiheit der Wahl der phonetischen Zeichen Statt, vielmehr hatte der Gebrauch nur gewisse Bilder dazu bestimmt, die daher oft wiederkehren.

Es ist zu bemerken, dass die Zeichen, welche bildlich oder sinnbildlich für Begriffe gebraucht wurden, nicht auch als phonetische Hieroglyphen dienten, so dass wenigstens im Wesentlichen die Bedeutung jeder Hieroglyphe unzweideutig war. Champollion hat die Zahl sämtlicher von ihm gefundenen Hieroglyphen, sowohl der phonetischen als der bild- und sinnbildlichen, auf 860, und wie er bemerkt eher zu gross als zu klein berechnet, die Zahl der gegenwärtig bekannten beträgt schon mehrere Tausende. Man sieht, es handelt sich um ein zwar ausgedehntes, aber immerhin durch das Gedächtniss wohl zu erlernendes Schriftsystem. Nicht alle phonetischen Hieroglyphen sind Bilder natürlicher Gegenstände, sondern eine ganze Zahl besteht in willkürlichen geometrischen Figuren, wie Quadrat, Oval, Halboval, gebrochene, gebogene oder gerade, doppelte und einfache Linie. Namentlich werden grammatische Formen, Artikel, Präpositionen, Geschlecht und Zeit (im Aegyptischen meist Anhängesilben) durch solche Zeichen ausgedrückt ¹⁾.

¹⁾ Es ist hier nicht der Ort, auf die Veränderungen und Fortschritte der Hieroglyphendeutung seit Champollion speciell einzugehen. Auch der principiellen Gegner des von ihm begründeten und im Wesentlichen allgemein angenommenen Systems können wir hier

Die Hieroglyphen dieser verschiedenen Gattungen laufen in allen Inschriften und Manuscripten ohne Unterbrechung oder Auszeichnung fort. Nach unseren Begriffen würde irgend ein Zeichen, welches den Leser aufmerksam machte, dass jetzt die Bilderschrift aufhöre und Buchstabenschrift anfangen, nothwendig sein, und wirklich glaubte man Anfangs ein solches Hülfsmittel für die Leser gefunden zu haben, indem gewisse Gruppen von phonetischen Hieroglyphen mit einer ovalen Einfassung versehen und dadurch von den übrigen getrennt sind. Allein bei näherer Prüfung hat sich ergeben, dass diese Gruppen nur einen sehr kleinen Theil der phonetischen Hieroglyphen ausmachen. Sie sind nur Ehrenzeichen für den Namen der Regenten. Selbst die Namen der Götter, wenn sie phonetisch geschrieben sind, und natürlich noch mehr die Namen von Privatpersonen und andere Wörter entbehren jeder Einschliessung. Die Hieroglyphen, welche solche Namen bilden, schliessen sich unmittelbar an die anderen, sei es bildlichen oder buchstäblichen an, und nur die Gestalt Gott, Göttin, Mann oder Frau, an das Ende des Namens gesetzt, überhebt jedes Zweifels, wie die vorhergegangenen Hieroglyphen zu lesen sind. Man begreift, wie bei der, wenn auch grossen, doch beschränkten Zahl der Zeichen es möglich war, diese gemischten Schriftzüge fortzulesen.

Auch in anderer Beziehung ist die Hieroglyphenschrift sehr formlos, indem sie bald in horizontalen bald in verticalen Reihen, bald von der Rechten zur Linken bald umgekehrt fortschreitet. Auch schliesst sich nicht jedesmal ein Zeichen an das andere in der Direction des Ganzen, sei es horizontal oder vertical an, sondern mehrere sind zu einer Gruppe zusammengestellt, gleichsam um Raum zu sparen und die ganze Breite der Columne, die durch das kleinere Zeichen nicht in Anspruch genommen wird, auszufüllen. In den Manuscripten ist die Schrift gewöhnlich in senkrechten Columnen geordnet, welche meistens von der Rechten zur Linken auf einander folgen. An den Gebäuden sind die Hieroglyphen aber auch häufig in horizontaler Folge, friesartig, oder neben den Figuren der Reliefs, vertical oder horizontal, wie der

nicht weiter gedenken. Jedenfalls haben die Bestimmungen Champollion's im Einzelnen manche Verbesserungen und Bereicherungen erfahren, wovon wir mehrere oben berücksichtigt haben. Eine der noch bestehenden Hauptschwierigkeiten beruht auf der bisher nur unvollkommen erkannten Verschiedenheit des späteren, in der Ptolemäer- und Kaiserzeit angewendeten Hieroglyphensystems von der in den altägyptischen Denkmälern befolgten Schreibweise. Von der neuesten Hieroglyphenliteratur seien besonders hervorgehoben die Beiträge zur Feststellung eines Hieroglyphen-Alphabets von S. Reinisch, erster Exkurs zu dessen Beschreibung der ägyptischen Denkmäler von Miramar. Wien 1865. S. 261 ff.

Raum es gestattet, eingefügt. Ob von der Rechten zur Linken oder umgekehrt zu lesen, erkennt man daran, nach welcher Seite die Köpfe der dargestellten Thiere gerichtet sind. Die Weitläufigkeit der Schrift wurde einigermaassen dadurch gemindert, dass man (wie auch jetzt häufig in den orientalischen Sprachen) die Vocale fortliess, auch wohl sich mit einigen Consonanten begnügte. Die Ausführung der Hieroglyphen auf den Monumenten ist meistens sehr sorgfältig, so dass die Thiere und sonstigen Gegenstände ebenso natürlich wie auf den grösseren plastischen Darstellungen sind. Manchmal indessen sind nur die Umrisse der Gestalten, ohne Ausarbeitung des Inneren eingegraben. Noch viel leichter ist die Ausführung in den Inschriften der Särge und in den Manuscripten, welche sich bei den Mumien finden. Hier treten an Stelle des wirklichen Bildes nur wenige Linien, welche auf eine charakteristische Weise der Phantasie das ohnehin schon vielfältig bekannte Bild vorführen.

Neben diesen, bei religiösen, aber doch schon weniger feierlichen Beziehungen angewendeten leichteren Hieroglyphen findet sich eine andere Schrift, die sogenannte hieratische oder priesterliche, von der uns schon die griechischen Schriftsteller erzählen, deren Entstehung und Bedeutung uns aber erst durch die Vergleichung der Manuscripte klar geworden ist. Auch jene leichtere Hieroglyphenschrift war für längere Aufsätze zu mühsam, man suchte daher aus den Zeichen, unter denen man die Wahl hatte, die einfachsten heraus, nahm auch wohl nur einen Theil des ganzen sonst dargestellten Gegenstandes, oder setzte endlich, wenn keines von beiden Mitteln anwendbar oder genügend war, an die Stelle der bildlichen neue, mehr willkürliche, vielleicht durch irgend eine Begriffsverbindung aus den bildlichen entstandene Zeichen. So hatte man eine Schrift, welche zwar noch immer einige bildliche oder symbolische Zeichen enthielt, aber dennoch schon ziemlich flüssig fortlief.

Für den Volksgebrauch, für Geschäftsurkunden und Briefe war aber auch diese Schrift zu schwierig. Es bildete sich daher aus ihr eine noch einfachere, currentere Schrift, die demotische oder enchorische, die Volksschrift, in welcher nur die leichtesten Zeichen der hieratischen Schrift und auch diese nur in noch bequemeren Abkürzungen Platz fanden. Die eigentlich darstellenden Zeichen wurden hier nun alle durch Buchstaben ersetzt, nur die Namen der Götter behielten, ohne Zweifel aus einer ehrfurchtsvollen Rücksicht, ihr symbolisches Zeichen aus der hieratischen Schrift bei ¹⁾.

1) H. Brugsch, Grammaire démotique. Berlin 1855. Fol.

Wir sehen also, dass die phonetischen Hieroglyphen die ursprünglichen, die anderen Schriftformen die abgeleiteten sind. Ueber die Entstehung dieses ungewöhnlichen Systems fehlen uns aber alle Nachrichten. Nur soviel wissen wir, dass es uralt und allgemein verbreitet auf ägyptischem Boden war. Von Meroe an bis zum Ausflusse des Nils und an vielen Punkten ausserhalb Aegyptens hat man Inschriften dieser Art entdeckt, und sowohl die Namen der ältesten Pharaonen, die von den griechischen Schriftstellern uns aufbewahrt sind, als die der Ptolemäer und der römischen Kaiser bis auf Caracalla daraus entziffert. Es war also eine Eigenthümlichkeit, welche so eng mit der Nationalität dieses ausdauernden Volkes verwachsen war, dass auch die anhaltende Berührung mit anderen Völkern und mit bequemeren Schriftformen sie nicht verdrängen konnte. Wenn wir uns dies aus der Anhänglichkeit an ein geheiligtes Herkommen auch erklären, so bleibt immer die erste Entstehung dieser schwerfälligen und zweckwidrigen Schreibart höchst räthselhaft.

Einige und, wie es scheint, selbst der Entdecker des hieroglyphischen Systems, glaubten darin die erste und naturgemässe Entstehung der Buchstabenschrift zu erkennen. Es ist natürlich, bemerken sie, dass die Schrift ebenso wie die Sprache von dem Sinnlichen und der sinnlichen Nachahmung ausgeht. In der Sprache sehen wir abstracte Begriffe durch eine Metapher ausgedrückt, und Vorstellungen, die an sich nichts Tönendes haben, durch ein Wort bezeichnet, das durch die Eigenthümlichkeit seines Klanges an eine Eigenthümlichkeit der Sache erinnert. Wie dies bei jedem primitiven Volke häufiger vorkommt, so lässt sich in der ägyptisch-koptischen Sprache nachweisen, dass sie besonders reich an solchen tropischen und malenden Wörtern war. Aehnlich wie in der Sprache tonlose Vorstellungen durch eine Art Tonsymbolik, konnte man aber auch in der Schrift bildlose Vorstellungen durch etwas Bildliches darstellen. Man begann also wohl mit der wirklichen Darstellung der Dinge, man ging dann über zu einer metaphorischen Bezeichnung durch das Bild eines verwandten Gegenstandes. Alles dieses musste sich aber sehr bald unzureichend erweisen, solche Bilder gaben nur einzelne Interjectionen des Gedankens, es fehlten Bindemittel, Zwischenglieder, aus welchen erst eine Gedankenreihe entstehen konnte. Daher war es denn wohl nicht unnatürlich, dass man neben anderen Aehnlichkeiten, durch welche das Bild eines Gegenstandes auf einen anderen bezogen wurde, auch auf Aehnlichkeit des Klanges gerieth, dass man eine abstracte Vorstellung durch das Bild einer ähnlich lautenden, darstellbaren Sache ersetzte, und demnächst zu immer näherer Bestimmung dieser wenig deutlichen Bezeichnung

nach und nach mehrere, endlich alle einzelnen Laute des Wortes durch besondere, daran erinnernde d. h. mit diesen Lauten anfangende Bilder ausdrückte. So konnte die Hieroglyphenschrift sich ausbilden, ohne dass man wahrnahm, wie verschiedene Elemente sie enthielt, bis allmählig das Bedürfniss die schnellere Schreibart herbei führte und nun Spätere die wesentliche Verschiedenheit der Buchstaben und der Bilderschrift bemerkten. So erklärt es sich, dass gerade die Aegypter, obgleich durch ihre Bilderschrift von anderen Völkern unterschieden, nach den Nachrichten vieler alten, nicht unglaubwürdigen Autoren für die Erfinder der Buchstabenschrift gehalten wurden. Ja vielleicht ist dieser Weg der einzige, auf welchem eine Buchstabenschrift entstehen konnte, die erst bei anderen Völkern, denen sie überliefert war, die Spuren ihres Ursprungs so gänzlich verlor, dass man sie für eine willkürliche Erfindung halten mochte.

Diese scharfsinnige Hypothese empfiehlt sich dadurch, dass sie die Unwahrscheinlichkeit einer absichtlichen Erfindung entfernt und gleichsam die historische Linie, welche wir in der Ausbildung der demotischen aus der hieratischen Schrift beobachten, rückwärts bis in die Vorzeit verlängert. Indessen stehen ihr doch manche Gründe entgegen. Wenn wir das Bild eines Gegenstandes sehen, so fallen uns seine Eigenschaften und natürlichen Beziehungen eher ein als der Klang des Wortes, mit welchem die Sprache es benennt. Selbst wenn wir uns des Wortes bedienen, so brauchen wir es unbewusst und ohne über den Klang zu reflectiren. Die Aehnlichkeit des Klanges zweier Wörter von verschiedener Bedeutung zu bemerken, setzt daher schon eine besondere Richtung auf das sprachliche Element und eine Abstraction von dem Bildlichen und der Bedeutung voraus. Soll nun gar das Bild eines Gegenstandes mit völligem Absehen von seiner Natur und ferner mit völliger Verschluckung seiner folgenden Laute bloß nach dem Anfangsbuchstaben gelten, soll ferner ein ganzes Wort aus solchen Anfangsbuchstaben zusammengesetzt werden, so dass also die dargestellten Gegenstände durch ihren Anfangsbuchstaben auch in die Mitte eines anderen Wortes kommen, so setzt dies eine lange Gewöhnung an die Auflösung der Wörter in Buchstaben voraus. Man kann nicht glauben, dass ein Volk, ehe es durch Buchstabenschrift an solche Auflösung der Worte gewöhnt worden, diese schwierige und schwerfällige Zertheilung derselben und diese Herabsetzung des ganzen Gegenstandes zum Werthe seines Anfangsbuchstabens vornehmen sollte ¹⁾.

¹⁾ Man denke sich, um ein Beispiel der einfachsten Art zu wählen, dass man das Wort „Fest“ durch phonetische Hieroglyphen bezeichnen wollte. Man fing also etwa damit

Kaum können wir daher anders glauben, als dass die Erfinder der phonetischen Hieroglyphen sowohl die Bilderschrift als die Buchstabenschrift kannten, wenn auch diese vielleicht nur bei einem anderen Volke. Denselben musste dann aber auch die Zweckmässigkeit der Buchstabenschrift einleuchten, und nur die Rücksicht auf gewisse Eigenthümlichkeiten der vielleicht damals noch weniger cultivirten Sprache, wahrscheinlicher aber die Rücksicht auf die hergebrachte, geheiligte Form der Bilderschrift, die Scheu vor Neuerungen und augenscheinlich fremden Einrichtungen, die Neigung zu einer priesterlichen Feierlichkeit konnte dazu bestimmen, beide graphischen Systeme auf eine künstliche Weise zu verschmelzen ¹⁾.

Wie dem aber auch sein mag, sei es natürliche Entstehung, sei es priesterliche Erfindung, so ist immer die Anwendung und Beibehaltung dieser Schrift eine sehr merkwürdige, charakteristische Erscheinung.

Die Neigung, ein Bild an die Stelle der Sache zu setzen, lieber zu sehen als zu denken, abstracte Begriffe mit sinnlichen Vorstellungen zu vertauschen, verräth eine jugendlich frische Phantasie. Wir finden sie daher auch meist bei jungen Menschen und bei Völkern in der früheren Zeit ihrer Bildung. Dieselbe Beweglichkeit der Phantasie aber, welche ihr das Bild an die Stelle des Begriffes zuführte, wird auch in der Regel die Ursache sein, dass es bald wieder verschwindet. Das Bild erinnert uns an den Gegenstand, an seine Eigenschaften und Beziehungen und führt uns daher auf Vergleichen und Beobachtungen, die uns zu neuen Bildern hinziehen. Es entsteht der Process der Anreicherung metaphorischer Vorstellungen, den wir bei der jüdischen Poesie in seiner höchsten Lebendigkeit beobachteten, und der, wenn auch nicht im gleichen Maasse, bei allen warmfühlenden und empfänglichen Naturen stattfinden wird. Soll nun aber das Bild fixirt, ein bleibendes,

an, einen Felsen, als etwas ähnlich Lautendes und im Begriffe Verwandtes, zu malen. Wollte man nun weiter gehen und den Laut St durch einen Storch oder Stier bezeichnen, so würde die Phantasie, wenn sie nicht schon gewöhnt war, sich Buchstaben gesondert zu denken, schon hier gewiss mehr irre geleitet als der Verstand befriedigt worden sein.

¹⁾ Die herrschende Ansicht in der neueren Sprach- und Schriftwissenschaft scheint sich von der oben vorangestellten Hypothese über ein höheres Alter der Bilderschrift gänzlich abzuwenden. Mit besonderer Entschiedenheit thut dies u. A. Heinr. Wuttke, in der Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. 1857. S. 75. Derselbe beschäftigt sich dort allerdings zunächst mit der Entstehung und Beschaffenheit des phönikisch-hebräischen Alphabets, kommt aber dabei auch namentlich auf dessen Verhältniss zu den Hieroglyphen zu sprechen. Er hält die „Strichelschrift“ für den Anfang, und leitet derer Verschiedenheit einfach aus der Art des Beschreibestoffes ab; der Bildcharakter der ältesten Buchstaben wird von ihm in Abrede gestellt.

schriftliches Symbol für einen Gedanken werden, so setzt dies eine zweite Kraft voraus, welche der vorstellenden Phantasie gleichsam Einhalt thut, ihr nur das erste Bild gestattet. Jede Bilderschrift zeigt daher schon eine eigenthümliche Verbindung von Beweglichkeit und Ruhe. Noch viel auffallender wird aber diese Verbindung, wenn das Bild nur die Stelle eines Buchstabens vertreten soll. Aller Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken, ja der Vorstellung des dargestellten Gegenstandes selbst sollen wir uns entschlagen, um nur den Buchstaben festzuhalten, und ein anderes gleichgültiges Wort daraus zu bilden. Es gehört eine gewisse Kälte und Gleichgültigkeit gegen die Dinge dazu, die nicht leicht mit der ursprünglichen Wärme des Gemüths, die das Bild herbeiführte, zu vereinigen ist. Wir sehen also in dieser Schreibart eine Neigung und Bereitwilligkeit zu bildlichen Darstellungen und Beziehungen, verbunden mit einer folgsamen Verzichtleistung auf alle Regungen der Phantasie, welche sich daraus entwickeln. Dass die Nation sich diesem Zwange fügte, dass sie nicht, wie es so nahe lag, zur Einführung einer wirklichen Buchstabenschrift überging, sondern jene unnatürliche Schrift Jahrtausende lang beibehielt, ist ohne Zweifel ein höchst merkwürdiger und bezeichnender Zug des ägyptischen Charakters. Alle jene Vorschriften zur Regelung des Lebens, von welchen alle Aegypter vom Könige bis zum niedrigsten Gewerbsmanne abhängig waren, mussten dahin wirken, einen Geist der Ruhe und Zurückhaltung auszubilden. Allein der Gipfel dieses ganzen Systems lag in dieser Form der Schrift. Hätte sich hier mit den ersten Elementen der Bildung eine freiere Richtung den Gemüthern eingeprägt, so würde sich allmählig eine lebendigere Literatur und jene Neigung zur Reflexion entwickelt haben, welche die Einsicht der Einzelnen und die Wissenschaften fördert, aber auch die bestehenden Einrichtungen prüft und den schweigsamen Glauben aufhebt. Diesem Uebel war sofort durch das graphische System der Aegypter vorgebeugt. Eine Buchstabenschrift war da, der Verkehr entbehrte dieses Hülfsmittels nicht, aber sie trug den Charakter des Gemeinen, war nur den wechselnden Dialekten angepasst, für alle höheren Zwecke für unanständig gehalten. Für diese galt nur jene zusammengesetzte Bilderschrift, welche durch ihre Pracht die Vorstellung von Würde und Heiligkeit, durch ihre Mannigfaltigkeit die Gelegenheit zu erbaulichen Auslegungen gab, und welche ausreichend war, um die Eigenschaften der Götter, die Tugenden und die Würde des Königs und der Priester auszudrücken.

Der Inhalt der hieroglyphischen Schriften ist für uns in historischer Beziehung höchst wichtig, indem dadurch die Unsicherheit der griechischen Ueberlieferungen gehoben wird. Wir erhalten feste

chronologische Punkte für die älteste Geschichte und erfahren manches Einzelne des historischen Herganges und der Zustände. Namentlich werden die, wie man meinte, fabelhaften Berichte der Griechen von den Siegen des Ramses Sesostris durch die Denkmäler, welche er hinterliess, durch die Darstellung seiner Triumphe und Schlachten an denselben bestätigt. Allein andererseits schwindet dadurch gewissermassen ein schöner Traum. Eine Bilder- und Gedankenschrift, welche ohne Vermittelung des tödtenden Buchstabens, ohne an eine vergängliche Volkssprache geknüpft zu sein, dem Weisen oder Eingeweihten späterer Zeit die erhabenen Ideen ihrer Erfinder, die Resultate ihrer Forschungen überliefert, schien der berühmten geheimnissvollen Priesterweisheit Aegyptens vollkommen würdig. In diese Mysterien einzudringen, die Quelle uralter Weisheit wieder zu eröffnen, war höchst wünschenswerth. Besonders das vorige Jahrhundert, in welchem neben der Aufklärung des Tages eine Neigung zu freimaurerischen Heimlichkeiten weitverbreitet war, fühlte sich von dieser Aufgabe angezogen, mehrere Männer von Scharfsinn und Gelehrsamkeit unterzogen sich ihr und glaubten die Deutung der Geheimschrift gefunden zu haben. Leider fielen diese Auslegungen ebenso abweichend aus, wie die Ansicht von der geheimen Weisheit Aegyptens verschieden war. Der Jesuit Kircher bewies in einer Reihe von voluminösen Werken ein System der ägyptischen Geheimlehre, das er in den Hieroglyphen gelesen, eine ausführliche Dämonologie. Ein Anderer sah überall astronomische Urkunden, ein Dritter fand die Uebersetzung oder vielleicht den Urtext der Psalmen.

Gegen diese gewichtigen Entdeckungen ist denn freilich der Inhalt der hieroglyphischen Inschriften, wie man ihn jetzt versteht, höchst unbedeutend. So hatte, um nur ein Beispiel anzuführen, Kircher eine Hieroglyphengruppe durch folgenden Satz übersetzt: Der Urheber aller Fruchtbarkeit und alles Gedeihens ist Osiris, dessen zeugende Kraft vom Himmel in dieses Reich durch den heiligen Mophta (einen Dämon von Kircher's Entdeckung) geleitet ist. Dieselben Zeichen enthalten aber nach Champollion nur das Wort: Autokrator, als Titel eines römischen Kaisers ¹⁾.

Ueberhaupt würde man sich sehr täuschen, wenn man in den Inschriften der Monumente oder in den Manuscripten besonders tiefe Eröffnungen, Geheimlehren oder eine bedeutende Literatur zu finden meinte, obwohl in den Denkmälern einige Bruchstücke von Erzählungen und Poesien theils epischer, theils dramatisirter Form zu Tage gekommen

¹⁾ Champollion, Précis. S. 370.

sind. Die grosse Masse der Schriftstücke bilden Urkunden eines religiösen Rituals, bei den Mumien stets dieselben unveränderten oft wiederholten Leichengebete, an den Monumenten Lob- und Weiheformeln des Fürsten, der sie gestiftet, eine weitschweifige religiöse Titulatur. Der römische Historiker Ammianus Marcellinus (XVII. 4) hat uns aus der Schrift eines gewissen Hermapion die griechische Uebersetzung der Inschrift eines Obeliskens gegeben, der von Heliopolis nach Rom gebracht und im Circus maximus aufgestellt war. Sie hebt so an: „Dies sagt Helios dem König Ramesses: Ich habe dir gegeben, mit Freude zu herrschen über die Welt; den Helios liebt und Apollo, der mächtige, der ächte Sohn des Heron, der Götter Sohn, der Herrscher der Welt, den Helios erkor, der tapfere Sohn des Ares, König Ramesses, dem die ganze Erde unterworfen ist durch Tapferkeit und Muth, König Ramesses, der Sohn des Helios, der immer lebende.“ Dies ist der Anfang; dann geht es noch ungefähr dreimal so lang völlig in demselben Tone fort. Ganz ähnlich lautet auch die Tafel von Rosette über Ptolemäus Epiphanes, und ebenso pflegen auch die Inschriften der Tempel nichts anderes als solche Lobpreisungen und Weiheformeln in einem schwülstigen, orientalischen Curialstyle zu enthalten.

Es ist hienach durchaus nicht wahrscheinlich, dass die Priester aus dem Verständniss dieser Schreibart ein Geheimniss gemacht haben sollten; vielmehr würde dies mit der Bestimmung und dem Inhalte der Schriften in Widerspruch gestanden haben ¹⁾. Nur soviel ist nach den Nachrichten der Griechen und nach der Natur der Sache anzunehmen, dass der Unterricht mit der demotischen, als der einfachsten und zugleich für das bürgerliche Leben nothwendigsten Schrift anfang und dass der hieratischen und hieroglyphischen für höhere Studien vorbehalten blieb. In der hieratischen Schrift wurden dann die Bücher und Urkunden, welche einen höheren Werth erhalten sollten, von priesterlichen Schreibern gefertigt, wie man auch im Mittelalter die Manuscripte in den Klöstern in sorgfältigerer und mühsamerer Schrift aufsetzte als die gewöhnlichen Urkunden und Privilegien. Die Hieroglyphen blieben endlich für einen noch grösseren kirchlichen Luxus vorbehalten. Die Pietät der Verwandten glaubte den Todten dadurch zu ehren, dass die ihm mitgegebenen Gebete in so kostbaren Schriftzügen gemalt wurden. Die eigentliche Bestimmung der Hieroglyphen aber blieben die öffentlichen Monumente, wo die Mannigfaltigkeit und der Reichtum dieser Bilder zugleich zur feierlichen Zierde diente und die

¹⁾ Champollion, Précis. S. 356.

Leerheit des Inhalts verdeckte. Wie es der orientalischen Devotion eigen ist, die Formen knechtischer Verehrung geduldig zu wiederholen, so eigneten sich besonders diese bildlichen Inschriften dazu, und wir finden ganze Friese und andere architektonische Theile mit derselben Inschrift in vielfältiger Wiederkehr bedeckt.

Die griechischen Schriftsteller beschäftigen sich in ihren, freilich überall nur kurzen und fragmentarischen Nachrichten viel mehr mit der symbolischen als mit der phonetischen Bedeutung der Hieroglyphen. Indessen stimmt doch die Angabe des einzigen Schriftstellers, der sich genauer auf das ganze graphische System einlässt, des Kirchenvaters Clemens von Alexandrien, mit den Resultaten, welche die Wissenschaft seit Champollion gefunden, überein, und es ist begreiflich, dass jene Anderen, die des Aegyptischen unkundig und höchstens auf ihren Reisen von den Priestern oberflächlich mit den Merkwürdigkeiten des Landes bekannt gemacht waren, nur von dem Neuen und Auffallenden sprechen. Auch mag es wohl sein, dass die spätere Priesterschaft zur Zeit griechischer und römischer Herrschaft mit dem Besitz von Geheimnissen prahlte und in die ursprünglich phonetischen Zeichen allegorische Nebenbedeutungen hineinlegte. Daher kann es denn auch nicht befremden, wenn wir viele der Symbole, welche diese Griechen anführen, entweder gar nicht oder nicht mit der Bedeutung vorfinden, welche ihnen beigelegt wird, und wenn überhaupt das symbolische Element viel geringer, als jene glaubten, erscheint ¹⁾.

Die Hieroglyphen dienten nicht nur als Lapidarschrift, sondern auch für literarische Zwecke. Die demotische Schrift wurde, soviel wir wissen, hauptsächlich zu Contracten und ähnlichen wirthschaftlichen Aufzeichnungen gebraucht, während für alle höheren Aufgaben die Hieroglyphik beibehalten wurde. In ihr waren ohne Zweifel jene 42 Bücher verfasst, welche nach der Mittheilung eines späteren, aber aus alter Quelle schöpfenden Schriftstellers, des erwähnten Clemens von Alexandrien, eine Encyclopädie des priesterlichen Wissens enthielten, die Götterlehre und die Gesetze, das Ceremoniell des Cultus, die Lehre von der Schrift von Zahlen und Maassen, die Sternkunde, die heiligen Hymnen, und

¹⁾ Auch in dem Werke des Horapollon, welches uns in griechischer Uebersetzung unter dem Titel Hieroglyphica (ed. Leemans. 1835) aufbehalten ist, werden viele Symbole angezählt, die unter den eigentlichen Hieroglyphen nicht aufzufinden sind. Champollion vermuthete, dass jenes unrichtig oder ungenau benannte Werk mehr beabsichtigt habe, mit der allegorischen Deutung wirklicher Tempelbilder (Anaglyphen) als mit eigentlichen Hieroglyphen sich zu beschäftigen. Sollten nicht auch hier die Mystificationen späterer Priester Einfluss gehabt haben?

endlich die Regeln der Arzneikunst¹⁾. Von diesen Lehrbüchern ist keines auf uns gekommen, und das grösste literarische Product, welches die neuere Forschung zu Tage gefördert hat, ist das sogenannte Todtenbuch, d. i. eine Schilderung der Schicksale der frommen Seele nach dem Tode bis zu ihrer Ankunft in den himmlischen Wohnungen. Diese Schilderung, verbunden mit den erforderlichen Gebeten, wurde nach ägyptischer Sitte auf einer Papyrusrolle, in hieroglyphischer oder hieratischer Schrift und durch bildliche Darstellungen erläutert, den Todten mit in's Grab gegeben, gleichsam als Leitfaden bei ihrer Wanderung, und ist so in zahlreichen Exemplaren erhalten, die zwar mehr oder weniger vollständig, aber anscheinend aus derselben Quelle geschöpft sind²⁾. Es ist dies zwar eine interessante Urkunde, wie namentlich die bereits erwähnte, in keinem Exemplare fehlende Schilderung des Todtengerichtes ergiebt, allein sie bewegt sich ganz in dem typisch festgestellten Gedankenkreise, dem auch jene Lehrbücher angehört haben werden, und schon der vorherrschende beibehaltene Gebrauch der Hieroglyphen lässt darauf schliessen, dass die ägyptische Literatur überhaupt nicht darüber hinausging. Für freie geistige Mittheilungen, für freieren, individuellen Ausdruck des Gedankens, für wissenschaftliche Zwecke oder geistreiches Verständniss war eine solche Schrift nicht gemacht. Allein alle diese feineren Bedürfnisse hatten in Aegypten auch keine Stelle; sie würden die Festigkeit des ganzen sittlich religiösen Gebäudes nur untergraben haben. In einer Schule, welche den Geist an so geduldprüfende Symbole und so harte Abstractionen gewöhnte, konnte sich nichts Freies und Lebenvolles entwickeln. Wir können daher aufhören, uns zu verwundern oder den Verlust hoch anzuschlagen, dass nicht mehr von altägyptischen Schriften auf uns gekommen ist. Selbst die Sprache war, wie nach dem Urtheile der Sprachforscher aus der koptischen Sprache sich ergiebt³⁾, unvollkommenen Baues und von

1) R. Lepsius, Chronologie der Aegypter. S. 47.

2) R. Lepsius, Das Todtenbuch der Aegypter nach dem hieroglyphischen Papyrus in Turin. Leipzig 1842. 49, giebt das vollständigste dieser Exemplare. Vgl. die weitere Literatur darüber bei Jolowicz, Bibliotheca aegyptiaca. Leipzig 1858. Suppl. I. 1861.

3) S. Wilh. v. Humboldt's Abhandlung: Ueber die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau. Abhandl. d. Berlin. Akad. d. Wiss. 1824. 160. Auch der grosse Orientalist Peyron schloss aus der Steifheit oder mathematischen Unregelmässigkeit der Sprache, dass die Aegypter eine dichterische oder historische Literatur im höheren Sinne nicht gehabt haben. Viel günstiger lautet das Urtheil neuerer Forscher, z. B. Steinthal's, der in seiner Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues. Berlin 1860. S. 330 das Aegyptische, als eine „physiologisch hoch organisirte“ Sprache, unter den modernen Idiomen „etwa dem Türkischen“ parallel stellt; vgl. auch dessen Sprachtabelle auf S. 327.

geringen Sprachanlagen zeugend, und dass Poesie und Gesang nicht in grossem Ansehen standen, geht aus den Nachrichten der Griechen unlängbar hervor. Musik wurde zwar fleissig geübt, wie wir aus den Darstellungen mannigfaltiger musikalischer Instrumente in den Monumenten ersehen, allein es fand dabei eine eigenthümliche Beschränkung statt. Man sang keine fremden, sondern nur einheimische Lieder (Herodot II. 79) und zwar weniger Volkslieder in unserem Sinne ¹⁾, als vielmehr einfache heilige Hymnen. Diese abgerechnet, sagt Diodor (I. 81), verschmähten sie jede andere Musik, weil sie die Sitten verweichliche ²⁾. Ueberall werden wir auf Schranken, Satzungen, feierlich phlegmatisches Wesen hingewiesen, nirgends finden wir nur die Spur eines freien lebendigen Geistes. Auf Grabsteinen und Schriftrollen sind uns übrigens einige Bruchstücke der erwähnten Hymnenpoesie erhalten. So lautet ein Gesang, den der Schreiber Aphurumas an Ra, den Sonnengott, richtet, in etwas abgekürzter Uebersetzung ³⁾:

„Sei gnädig mir, Du Gott der Morgensonne
 Du Gott der Abendsonne, Horus beider Horizonte,
 Du Gott, der einzig und allein in Wahrheit lebt!
 Erschaffen hast Du, was da ist, erzeugt
 Der Wesen Allheit, Thier sowohl als Mensch.

¹⁾ Von den wenigen skolienartigen Tischgesängen und sonstigen schlichten Weisen, die uns in den Denkmälern erhalten sind, sei hier das bekannte Drescherliedchen erwähnt, welches Champollion in einem Felsengrabe von Eileithyia entzifferte. Dort singt der Aufseher, während die Rinder, wie wir auf dem Wandgemälde sehen, mit dem Austreten des Getreides beschäftigt sind:

„Dreschet für Euch, dreschet für Euch, meine Ochs,
 Dreschet für Euch (bis),
 Getreide für Euch,
 Getreide für euere Herrn“ (bis).

Die beachtenswerthen Ansätze zu epischen und dramatischen Dichtungsformen finden sich zusammengestellt bei Carriere, Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung I. 213 ff.; vgl. Reinisch, in Pauly's Realencyclopädie. 2. Ausg. Bd. I. S. 312 ff.

²⁾ Auf den Reliefs werden die Harfen, das gewöhnliche Instrument, besonders häufig von Frauen gespielt (Descr. de l'Ég. Antq. II. 44—91). Auch dies scheint kein günstiges Vorurtheil für die Uebung dieser Kunst zu erwecken, und mag mit der Besorgniss, die Männer zu verweichlichen, im Zusammenhange stehen. Ausser den Harfen, welche namentlich auf den Denkmälern des neuen Reiches eine bedeutende Grösse und Pracht der Ausstattung zeigen, kommen aber auch schon auf den ältesten Gräberbildern Guitarren, Lauten, Mandolinen, Flöten und allerhand Lärminstrumente, wie Tambourins, Klapperhölzer u. dgl., in grosser Anzahl vor. Auf den späteren Darstellungen scheinen die verschiedenen Instrumente ein förmliches Ensemble zu bilden. Das Nähere bei A. W. Ambros, Geschichte der Musik I. 137 ff.

³⁾ Brugsch, Die ägyptischen Alterthümer in Berlin. S. 12.

In Deinem Sonnenauge offenbarst Du Dich,
 Du Herr des Himmels und der Erde Herr.
 Die Untern schufst Du wie die Oberen,
 Du Herr des Alls und Ehgemahl der Götter . . .
 Du, welcher schuf der Menschen reine Geister.
 Du Herr der Anmuth, liebenswerthester,
 Der Leben ausstrahlt allen Menschenkindern.
 Ich rühme Dich, wenn abendlich es dämmert,
 Wo friedvoll Du zu neuem Leben stirbst.“

Auch die Todtenklage der Aegypter nahm die Form des Hymnus an und besang in ähnlicher Weise wie das hellenische Linoslied das menschliche Sterben unter wehmüthigem Hinweis auf die allgemeine Vergänglichkeit der Natur. Durch den Bau der uns erhaltenen Proben dieser Hymnenpoesie schlingt sich ein eigenthümlicher Parallelismus der Glieder hindurch, wie er bekanntlich in verwandter Weise der hebräischen Poesie eigen ist, und auch der Gedankeninhalt der ägyptischen Dichtungen bietet oft merkwürdige Anklänge an die Werke der heiligen Schrift. Obwohl also in diesen Hymnen eine gewisse poetische Anlage nicht zu verkennen ist, hat sich doch keine einzige der höheren Dichtungsformen in Aegypten zu künstlerischer Freiheit und Vollendung entwickelt.

Man darf auch nicht an eine tiefere Geheimlehre denken, welche die Priester ihren Söhnen mitgetheilt und deren letzte Abkömmlinge mit in's Grab genommen hätten. Wenn wirklich Mysterien überliefert wurden, so gaben sie nur andere Genealogien der Götter, als die gewöhnlichen, andere Ritualien, höchstens chronikenartige Geschichte. Man hat es oft bemerkt, dass eine aristokratische Verfassung gerade von den Mitgliedern des bevorzugten Standes die grösste Mässigung und Zurückhaltung erfordere, damit sie in den Augen der Uebrigen nicht herabgesetzt, diese stets an die Schranken, welche sie von jenen trennen, erinnert würden. Bei einer priesterlichen Aristokratie erstreckt sich diese Zurückhaltung nicht blos auf das Moralische, sondern auch auf das Geistige. Eine Priesterherrschaft, in freierem Geiste auferzogen, würde bald ihre Gesinnungen dem Volke mitgetheilt, eine künstliche Täuschung desselben unmöglich gemacht haben. Dieselbe Beschränkung umfasste daher zuverlässig Priester und Volk, die ganze Nation. Wir sehen ein hilderreiches, hochbegabtes Volk, dem aber eine fromme Rücksicht sogleich bei seiner ersten Entwicklung enge Fesseln anlegt, ein warmes Gefühl, eine künstlerische Phantasie, die aber nach den ersten Schritten wie festgebannt und erstarrt sind. Die Weisheit der priesterlichen Erziehung hatte den reichen Strom des Nationalgeistes, damit er nicht austrete, wie in einen festen, steinernen Kanal hinein-

geleitet, wo er gleichmässig Jahrtausende lang floss. Die Anerkennung, welche die Griechen den Aegyptern zollten, ist dennoch weder unerklärbar noch unverdient. Wir wissen, wie sehr dies geistreiche Volk bei der Beweglichkeit und Unbeständigkeit seines Charakters, nach festen Verfassungsformen, nach dem Ideal eines Staates strebte. Ein solches fand sich hier. Politische Veränderungen der obersten Herrschaft haben auch bei den Aegyptern stattgefunden, aber die unerschütterliche Festigkeit ihrer Verfassung, Sitte und Religion ist ohne Gleichen in der Geschichte. So wenig genau auch unsere Kenntniss ist, so unterliegt es doch keinem Zweifel, dass Aegypten schon über dreitausend Jahre vor Christus im Wesentlichen cultivirt war, und seine späteren Einrichtungen besass. Von da an behielt es dieselben, ohne dass weder die persische Oberherrschaft seit Kambyzes, noch die griechische seit Alexander, noch endlich die römische sie verdrängen oder wesentlich modificiren konnte. Ja die Religion Aegyptens gewann vielmehr an Umfang; während die aufgeklärten Griechen und Römer sparsame Besucher ihrer Tempel wurden, erhielten die ägyptischen Götter auch ausserhalb ihres Mutterlandes, in den weiten Provinzen des römischen Reiches ausgedehnte Verehrung. Bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts n. Chr. können wir durch die inschriftlichen Weiheformeln für die ägyptischen Götter die Fortdauer ihres Cultus nachweisen. Erst fast vierhundert Jahre nach Christi Geburt verordnete ein christlicher Kaiser nicht ohne heftigen Widerstand die Schliessung¹⁾ ihrer Tempel, und vielleicht machte erst das Schwert der Araber durch die Vertilgung des letzten Priesters dem stillen Dienste des Osiris und der Isis ein Ende. Diese wahrhaft wunderbare Lebenskraft hatte in der festen Gliederung der Verhältnisse ebenso sehr wie in dem ruhigen, gesetzten, feierlichen Charakter des Volkes seinen Grund, und ein so wohlgefügt, solides Wesen musste den beweglichen Griechen imponiren und zu einem Gegenstande ihrer Forschung und Beachtung werden²⁾, wobei

1) Die Umwandlung eines Bacchustempels in eine christliche Kirche, und der spotende Aufzug, den der Bischof mit den vorgefundenen heidnischen Symbolen veranstaltete oder zuliess, erregte einen Aufstand der Heiden in Alexandrien, in Folge dessen der Kaiser Theodosius der Grosse im Jahre 391 die Schliessung der Tempel zuerst in Alexandrien, dann in ganz Aegypten befahl. Neander, Kirchengesch. Bd. 2. S. 156—165. Tillemont, Hist. des Emp. I. Théod. 51, 57.

2) „Es giebt viele alte Gebräuche in Aegypten, die nicht blos den Eingeborenen werth sind, sondern auch bei den Griechen grossen Beifall gefunden haben. Daher haben die berühmtesten Gelehrten eine Ehre darin gesucht, nach Aegypten zu reisen, und mit den dortigen Gesetzen und Einrichtungen wegen ihrer Merkwürdigkeit sich bekannt zu machen.“ Diodor I. 69.

es denn natürlich war, dass die Beschränkung, mit welcher jene Dauerhaftigkeit zusammenhing, ihren Blicken sich entzog, und sie vielmehr auf eine verborgene Weisheit muthmaassten.

Geschichtliche Umriss.

Wir finden es oft, dass die Niederungsländer an den Mündungen der Ströme zuerst eine höhere Cultur erlangten und dadurch die herrschenden wurden, Spätlinge in physischer, Erstgeborene in geistiger Beziehung. Auch in Beziehung auf Aegypten scheint dies der Fall gewesen zu sein. Zwar hat man auch mehr im Süden, namentlich in dem Priesterstaate Meroe, von dem schon die Griechen berichten, Spuren ägyptischer Civilisation entdeckt, und Manche haben daher hier die Quelle der ägyptischen Bildung suchen wollen. Allein diese Annahme ist unhaltbar und die Verwandtschaft der Formen beruht vielmehr auf einem und zwar ziemlich späten Einflusse der Aegypter auf die Bewohner des oberen Nilthales. Dafür spricht theils das Verhältniss der Volksstämme, theils die geschichtliche Ueberlieferung. Denn die ursprüngliche Bevölkerung Aegyptens und des ganzen Nordrandes von Afrika unterscheidet sich sehr wesentlich von den Negern, welche die übrigen Theile von Afrika bewohnen, und bildet einen in manchen Beziehungen eigenthümlichen, aber jedenfalls höher begabten und der kaukasischen Race näher verwandten Volksstamm, der dann freilich durch die anregende Gunst des Nilthales nur hier sich zu jener frühen, allen anderen Völkern vorausgehenden Cultur erhob. Mehr als 3000 Jahre v. Chr. Geb. finden wir hier schon ein mächtiges Reich, dessen Herrscher in Memphis residirten, also an der Gränze des unteren und oberen Nilthales, da wo der Strom aus den Bergen hervortretend sich in mehrere Arme theilt. Nach mehr als tausendjähriger Dauer dieses Reiches unterlagen die einheimischen Könige fremden Eroberern semitischer Abkunft, welche ebenfalls ihren Sitz in Unterägypten behielten, während die oberen Gegenden ihnen Widerstand zu leisten wussten. Von hier aus erhob sich dann, etwa 430 Jahre nach dem Beginne jener Fremdherrschaft, ein neues Geschlecht einheimischer Könige, welche von ihrer Hauptstadt Theben aus die Fremden wiederholt glücklich bekriegten und endlich vertrieben. Dieser Befreiungskrieg gegen die Hyksos — denn so werden uns die Unterdrücker genannt — wurde ungefähr 1700 Jahre vor Christus ausgekämpft. Er war der Anfang der höheren Blüthe des ägyptischen Volkes, das vielleicht jetzt zum erstenmale vereinigt wurde. Theben, die jüngere Hauptstadt, war ein Sitz des Reichthums und der Macht grosser Könige, die nun in langer Reihe und in verschiedenen Dynastien auf einander folgten. Am

glänzendsten war die Regierung des Königs, den die Griechen Sesostriß, die ägyptischen Inschriften aber mit dem öfter vorkommenden Namen Ramses und zwar als den zweiten dieses Namens und mit dem Beinamen Meiamun, der von Ammon Geliebte, benennen, etwa um das Jahr 1400 v. Chr. Er war ein Eroberer, der mit gewaltiger Heeresmacht zu Lande und zur See ringsumher die Länder bekriegte. Er unterwarf Aethiopien und sein Siegeszug soll ihn bis nach Thracien geführt haben. So unsicher die Gränzen dieser Eroberungen sind, so steht doch unzweifelhaft fest, dass er ein glücklicher Krieger und mächtiger Monarch war und im Süden bis an den Berg Barkal im Inneren von Nubien, im Norden weit in Kleinasien vordrang ¹⁾. Die ungeheuren Bauten, auf denen unsere Forscher seinen Namen entziffert haben, die Bilder an ihren Wänden mit See- und Landschlachten, Belagerungen, Zügen von Gefangenen und Tributpflichtigen, u. s. f. sind historische Urkunden im grössten Styl. Auch unter seinen Nachfolgern dauerte die Blüthe und die kriegerische Kraft Aegyptens noch fort; auch sie empfingen, wie die Denkmäler beweisen, Tribute sowohl der Neger als der semitischen Völker Asiens. Erst mit der Regierung Ramses' III. (um 1280) trat eine allmähliche Abnahme dieser Kraft ein. Die aufkommende Macht des Reiches Assur, welche sich endlich auch über Phönicien und Syrien erstreckte, trug vielleicht dazu bei, den König Sesonchis zu bestimmen, seine Residenz von dem ruhmvollen Sitze seiner Vorfahren, Theben, in das Delta, nach Bubastis zu verlegen (um's J. 1000) und einige Jahrhunderte später (715—665) musste das Land vorübergehend die Herrschaft äthiopischer Fürsten dulden. Zwar schon nach 45 Jahren entledigte es sich dieser Fremden, allein die siegreichen Feldherren, wahrscheinlich alle Abkömmlinge des alten Königsgeschlechtes, machten nun sämmtlich Ansprüche auf eine selbstständige Herrschaft, was die Auflösung der bisherigen Einheit zur Folge hatte. Zwölf Könige sollen damals in einer Bundesverfassung das Land beherrscht, und ein grossartiges Monument, das berühmte Labyrinth, als das Heiligthum oder Denkmal ihrer Einigkeit errichtet oder doch ausgebaut haben. Allein die Einigkeit währte nicht lange, die Zwölfherrschaft wurde gestürzt, und einer der Zwölfe, Psammetichus, warf sich mit Hülfe fremder Soldtruppen zum alleinigen Herrn auf. Seine Regierung, gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts v. Chr., macht dadurch Epoche, dass

¹⁾ Er errichtete Denkmäler in den eroberten Ländern, von denen Herodot (II. 106) noch drei theils in Syrien, theils in Kleinasien sah und beschreibt. Wirklich hat man in neuester Zeit in Syrien bei Beirut in den Felsen eingegrabene ägyptische Bildwerke mit dem Namen des Ramses Meiamun aufgefunden, von denen unten weiter die Rede sein wird.

er die bisherige Abgeschlossenheit der Aegypter, das Verbot, Fremde im Lande zuzulassen, theilweise aufhob und die Meeresküste dem Handel öffnete. In diesem Zustande verharrte das Land, bis es durch Kambyse von den Persern erobert wurde, und von nun an stets fremden Gebietern unterworfen blieb. Indessen die Perser liessen im Ganzen den Ueberwundenen ihre Sitten, und die mehr als zweihundertjährige Herrschaft der Ptolemäer ist kaum eine fremde zu nennen, da sie, obgleich griechische Sprache und Bildung an ihrem Hofe vorwalteten, dem ägyptischen Wesen äusserlich huldigten. Dass sich auch unter den Römern und selbst noch, nachdem schon das Christenthum bis in die Thebais gedrungen war, die altägyptische Cultur erhielt, sahen wir schon oben. Rechnen wir von da an, etwa von dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung rückwärts, bis zu der Vertreibung der Hyksos, als zu dem Zeitpunkte, mit welchem die höchste Blüthe des Reiches begann, so haben wir schon eine fast zweitausendjährige Dauer ägyptischer Cultur, von deren Herrlichkeit die Monumente uns Kunde geben. Aber gewiss ist die Entstehungszeit von manchen dieser Bauwerke noch viel höher hinauf zu rücken. Man hat beobachtet, dass der Boden des Nilthals durch den Schlamm der Ueberschwemmung sich allmählig erhöht, und die Ingenieure der französischen Expedition haben scharfsinnig das Durchschnittsmaass dieser Erhöhung berechnet. Vergleicht man dies mit der heutigen Erhöhung des Landes über dem alten Boden der Monumente von Theben, so findet man danach, dass diese etwa 4760 Jahre vor dem Anfange unseres Jahrhunderts oder 2960, also fast 3000 Jahre vor Christi Geburt gegründet sein müssen¹⁾. Und dennoch konnten Gebäude von so vollendeter Schönheit nur das Resultat einer schon weit vorgeschrittenen Cultur, sie konnten nicht die ersten Vorboten derselben sein, wie man denn auch wirklich in den thebaischen Monumenten Bausteine, die auf der Rückseite in gleichem Style bearbeitet waren, und also schon von früheren, verfallenen oder abgebrochenen Gebäuden herrührten, gefunden hat. So werden wir, abgesehen von den inschriftlichen Zeugnissen an den Monumenten selbst, schon durch geschichtliche Traditionen und durch locale Beobachtungen darauf hingewiesen, in diesen Ueberresten die Denkmäler uralter Vorzeit zu bewundern.

1) Vgl. Girard, Observations, in der Descr. de l'Eg. Ant. T. VI. und Ritter a. a. O. I. S42. J. G. Wilkinson, Manners and customs of the ancient Egyptians. London 1837. Th. I. S. 5.